

„Als Kind in Dresden“

(fiktive Erzählung des Ludwig Anselm Alexander Kirsch)

Als ich ein kleiner Junge war - das ist nun schon über hundert Jahre her. Und einiges davon muss ich Euch einfach erzählen, weil sich seitdem soviel verändert hat auf der Welt und ein kleiner Junge, wie ich es damals war, ganz anders gelebt hat als ihr in Eurer heutigen Zeit. Ich bin z.B. noch mit der Pferdebahn gefahren. Das war eine Art Postkutsche, die schon auf Schienen lief und von einem oder zwei Pferden gezogen wurde. Der Schaffner war zugleich der Kutscher und knallte mit seiner Peitsche. Laternenanzünder gab es auch noch, weil die Stadtbeleuchtung mit Gas betrieben wurde. Und vor der Schule schickte meine Mutter mich einkaufen. Beim Kolonialwarenhändler gab es die schönen Dinge aus Übersee, beim Bäcker die leckere Dresdner Eierschecke und in der Drogerie füllte der dicke Herr Schulze die Kanne mit Petroleum für die Lampe der Zimmerbeleuchtung - das heißt, im Wesentlichen für die Küchenlampe, denn die „Gute Stube“ wurde nur selten benutzt. Etwa wenn Besuch kam, am Sonntag oder an den Feiertagen und Namenstagen. Geburtstage wurden in katholischen Familien eher nicht gefeiert. Als ich ein kleiner Junge war, gab es noch einen deutschen Kaiser und - einen König von Sachsen! Zu seinem Geburtstag gab es immer eine Geburtstagsparade, wo er sich zeigen und bejubeln lassen konnte. Die Leute zogen ihre besten Kleider an und machten sich schick, denn das war so eine Art Feiertag. Da war was los! Die Männer schmissen bei jedem „Hurra“ ihre Hüte und Zylinder in die Luft, verloren vor Begeisterung ihre Monokel und die Frauen in ihren weiten Röcken und kunststoffbehangenen Hüten winkten und fielen vor Freude in Ohnmacht, weil sie in ihrem engen Korsett nicht die nötige Luft bekamen, die man zum kräftigen „Vivat Rex Saxoniam“ - Rufen braucht. Lateinisch deshalb, weil es würdiger und erhabener klingt als „Äs läbe dor Geenich“. Ein Fläschchen mit Riechöl brachte sie bald, verbunden mit einer gewissen Theatralik, wieder auf die Beine. Uns Kindern war das ein Spaß, zuzusehen, wie die Leute sich stritten, welcher aufgefangene Hut nun wem gehörte, denn sie glichen sich, weil sie alle schwarz waren. Die Kapelle spielte Marschmusik und die Pauker schlugen auf Ihre Kesselpauken. Die Trompeter bliesen die Fanfare, die Schellenbäume klingelten und die Soldaten marschierten im Gleichschritt in ihrer Galauniform mitten durch die Stadt. Diese Paraden waren die prächtigsten und teuersten Revuen, die ich bisher gesehen habe. Die schönsten aber waren die des Zirkus „Sarrasani“, die ich mit meinen Eltern gesehen habe. Der war gerade niegelagelneu gebaut worden und ich war gerade 9 Jahre alt. Der Monarch, dessen Geburtstag so gefeiert wurde, hieß Albert, wurde 1828 geboren, 1873 König von Sachsen und starb 1902. Danach schwang bis 1904 sein Bruder Georg das sächsische Zepter - und dann der Friedrich August III.. Der war sehr volkstümlich und büxte auch schon mal aus seinem Schlosse aus und ging ab und an selber einkaufen, um zu hören, was seine Untertanen so redeten. Nach dem verlorenen 1. Weltkrieg war die Zeit der Monarchie ebenfalls zu Ende. Soldatenräte regierten das Land. Auch die Chemnitzer Arbeiter forderten den Rücktritt des Königs, der daraufhin einen Minister fragte: „ Ja, derfn diedn das?“ Als er 1918 zurücktreten musste, hat er, geschichtlich verbürgt, gesagt: „ Da gehe isch ähm jedze, Angsd habsch geene, denn meine Dräsdner, die dun mer nischt“. Das es gesagt haben soll: „ Da machd nor euern Dregg alleene“ ,haben ihm die Leute als Gerücht in den Mund gelegt. Und damit ist der letzte Sachsenkönig im Dunkel der Geschichte verschwunden.

Seither ich das alles erlebt habe, sind über hundert Jahre vergangen. Nein! - ruft die Erinnerung. Die Erinnerungen liegen nicht nur zwischen dicken Buchdeckeln, nicht nur in der Schublade und auch nicht nur -im Kopf. Sie wohnen mitten unter uns: in der Hand, wenn ich ein altes Fotoalbum anschau, in den Fußsohlen, wenn ein Weg mich an jemanden erinnert, im Herzen, wenn ich an jemanden denke, der nicht mehr da ist, sogar in der Nase, wenn ich die leckere Dresdner Eierschecke rieche. So ist das eben. Und nun schauen wir dahin zurück, wo alles begonnen hat!

Am 9. Dezember 1891, nachmittags 13.45, 19 Monate nach der Hochzeit, brachte meine Mutter Hedwig, Tochter des Dresdner Schuhmacher-Ehepaars Ignatz und Pauline Gebel im Alter von 26 Jahren ihr einziges Kind, einen Jungen zur Welt. Üblicherweise wurde ich zu Hause geboren, in der Johannesstraße 13, die es seit 1945 nicht mehr gibt. Meine Hebamme Selma Weber sagte sicher, was alle Hebammen so sagen: „Das ist aber ein schöner Junge“. Geboren werden - für die Eltern ein besonderes Ereignis und für die Hebamme Tagesgeschäft. Vater atmete zu hörbar auf, als er das Wort „Junge“ vernahm, was ihm gewisse fragende Blicke seitens der Damen einbrachte. Jedenfalls war meine Mutter schnell wieder auf den Beinen und ob schön oder nicht, wurde ich am 13. Dezember 1891 in meiner Pfarrkirche getauft. Weil wir in der Stadtmitte wohnten, war das die Kirche der sächsischen Könige, die Hofkirche. Voller Stolz über seine Leistung hielt mich mein Vater, 29 Jahre alt, in den Armen. Der hieß Alexander, war in Dresden geboren und hatte seit dem 5. April 1885 einen Gewerbeschein als Gold- und Silberarbeiter in der Tasche. Und den bekam nur, wer seinen Meisterabschluss gemacht hatte. Ob und wo er ein eigenes Geschäft hatte, weiß ich seltsamerweise nicht mehr. Jedenfalls wurde ich in der Hofkirche getauft und mir der Name Ludwig Anselm Alexander gegeben. Ludwig- nach meinem Taufpaten und Alexander nach meinem Vater. Der Anselm lässt sich aus meinem Familienstammbaum heraus nicht erklären. Und weil er so lang war, einigte man sich darauf, mich Ludwig zu rufen. Anschließend ging es nach Hause zum Kaffeetrinken. Mein Pate Ludwig de Lasalle, Freund meines Vaters aus Studentenzeiten, war Kaplan in Leipzig und musste sich vom Opa mütterlicherseits vertreten lassen und Clara Knoche, vermutlich meine Tante, weiß ich nicht mehr so genau, langten ganz schön zu und guckten immerzu in meine Nuggelpepe - auf hochdeutsch - Wiege, weil ich, wie sie meinten, so hübsch war. Aber mich interessierte das nicht, denn ich schlief. So eine Taufe ist anstrengend! Ich wuchs und wuchs - und die Wiege wurde bald einem anderen Zweck zugeführt. Da keine Geschwister mehr kamen, wurde die Wäsche darin gelagert, bis sie mit einem Bügeleisen gebügelt wurde, welches mit glühender Kohle betrieben wurde. Strom gab es damals noch nicht. Und elbeaufwärts hatte man gerade begonnen, eine Brücke zusammenzunieten, die man später „Das Blaue Wunder“ nennen sollte, weil die Maler sie blau angestrichen hatten, damit sie nicht gleich wieder wegrostet. Überhaupt war Dresden damals voll mit Häusern und Kirchen, die in der Zeit des Barock entstanden. Der Dresdner Zwinger, das Königsschloss mit seiner Hofkirche, die Kreuzkirche, die Elbedampfer, die Semperoper, die Frauenkirche, der „Große Garten“ (Stadtpark) und viele Palais - in dieser Gegend war ich zu Hause. Besonders interessierte ich mich - na klar, wie jeder kleine Junge - für die Eisenbahn. Gerade wurde ein großer Bahnhof gebaut. Ab und an bin ich mit Vater dahingegangen, um zu schauen, wie es voran ging. Als ich 7 Jahre alt war, wurde er von unserem „Geenich“ eingeweiht. Die vielen schönen und großen Bauwerke beeindruckten die Sachsen. Und da man sich gern mit anderen Städten verglich und einige Wenige auch in andere Länder reisen konnten, weil sie reich waren, nannten sie es „Elbflorenz“. Florenz ist eine der schönsten alten Städte in Italien und liegt auch an einem Fluss, der Arno heißt. Und deshalb haben sie Dresden damit verglichen - weil es gleichfalls alt und schön ist und an der Elbe liegt.

Natürlich hätten sie es auch mit Prag oder Wien vergleichen können, oder Budapest - aber nicht mit Berlin. Das liegt zwar auch an einem Fluss, der Spree genannt wird, aber dort regierte eben auch der deutsche Kaiser und dort lebten die Preußen. Und die Sachsen und die Preußen konnten sich gegenseitig gar nicht leiden. Aber Italien war damals gerade groß in Mode. Deshalb hat die Hofkirche auch ein italienischer Baumeister gebaut. Aber die war damals schon über hundert Jahre alt. Fast täglich gingen wir in die Frühmesse in die Hofkirche, die heute die Hauptkirche des Bistums ist. So etwas nennt man „Kathedrale“. Das ist ein Wort aus dem Griechischen und heißt soviel wie Lehrstuhl oder Bischofssitz, was bedeutet, dass es dort einen Bischof gibt, der auch dafür sorgen muss, dass wir auch das Richtige lernen, nämlich das, was Jesus seinen Jüngern gelernt hat. Am Besten ist es, ihr fragt einen Bischof oder einen Kaplan, eine Gemeindefreierin oder euren Pfarrer selber mal danach. Die Zeit, in der ich geboren wurde, nennt man auch Gründerzeit. Besonders in den Städten wurden viele neue Firmen gegründet und Fabriken gebaut. Viele Ingenieure entwickelten neue Produkte. Das Auto, die Eisenbahn und das Telefon wurden erfunden und weiterentwickelt. Ganz besonders durch die

Nutzung der Elektrizität und die Erfindung von Elektro- und Verbrennungsmotoren kam es zu einem gewaltigen Fortschritt. Aus dem Handwerk entwickelte sich die Industrie, welche viele Arbeitskräfte benötigte. Diese Zeit nennt man seitdem Industriezeitalter. Und so zogen ganz viele Menschen vom Dorf in die Stadt, für die ganz viele Wohnungen gebaut werden mussten. Das brachte auch große Probleme mit sich, weil die Menschen sich nicht gegenseitig so achteten und gegenseitig halfen und die Reichen die Armen nicht so unterstützten, wie es sein muss, damit es allen gut geht und jeder ohne Angst vor Hunger und Armut leben kann. Wie so etwas funktionieren kann, könnt ihr in der Bergpredigt in der Bibel nachlesen, die der Evangelist Matthäus aufgeschrieben hat. Und um es das den modernen Menschen von heute zu erklären, wurde in der Kirche die evangelische Sozialkritik und die katholische Soziallehre entwickelt. Adolf Kolping, Don Bosco, Bischof Ketteler, Papst Leo XIII. und viele andere haben sich darum Gedanken gemacht.

Hier muss ich noch sagen, dass mein Vater Alexander evangelisch war und er erst später katholisch wurde. Das nennt man „konvertieren“, auf Deutsch heißt das soviel wie hinzukommen. Und so haben wir oft über den evangelischen und den katholischen Glauben geredet. Nun muss man wissen, dass die beiden großen sich Kirchen damals auch gegenseitig misstrauisch beobachteten. Ökumene, wie wir sie heute kennen, gab es noch nicht. Wie schön ist es, dass das heute anders ist. Aber selbst König August wechselte 1697 zur katholischen Kirche, weil er auch noch König von Polen geworden ist. Genützt hat das den Katholiken in Sachsen nicht allzu viel. Seit der Reformation war das Bistum Meissen aufgelöst. Die Gottesdienste fanden oft in angemieteten Gasthäusern statt und der Religionsunterricht wurde oft in den Wohnungen von Gemeindegliedern gehalten. Es gab in Sachsen nur ganz wenige Katholiken. Und so etwas nennt man „Diaspora“. Das ist zwar ein schöne klingender Name, weil er aus dem Griechischen kommt, heißt aber in unserer Sprache: Vereinzelung. Und das klingt eben auch nach Einsamkeit und Armut. Und genauso war das damals auch, manchmal ist es auch heute noch so. Und damals gab es noch keine Autos, um in die nächste Stadt in eine Kirchgemeinde zu fahren. Das kann man heute, aber viele machen es trotzdem nicht – und das ist schade. Aber in Budysin gab es eine Verwaltungsstelle der katholischen Kirche. Und obwohl der Name Budysin ausländisch klingt, liegt die Stadt in Sachsen und heißt Bautzen. Dort wohnen auch die Sorben, die eine eigene slawische Sprache, eben sorbisch, haben und fast alle katholisch sind. Erst vor fast hundert Jahren- 1921- konnte das Bistum Meissen wieder neu gegründet werden. Weil aber der Bischof von Meißen sein Bistum von Dresden aus leitet und dort ganz viele katholische Kirchen und soziale Einrichtungen stehen, wurde die Bistumsverwaltung dorthin verlagert. Und deshalb hat unser Bistum einen Doppelnamen: Bistum Dresden-Meißen. In Bautzen befindet sich aber das Bistumsmuseum und das Bistumsarchiv, wo es ganz viele alte geschichtliche Dinge zu sehen gibt. Fahrt doch einfach mal hin. Die Leute, die dort arbeiten, können ganz spannende Geschichten erzählen, wenn ihr sie fragt.

Und nun muss ich einige Jahre überspringen, obwohl es noch viel zu erzählen gäbe. In Dresden gab es damals ein katholisches Pro- Gymnasium. Und 1902 wurde ich dort nach Ostern aufgenommen, nachdem ich so drei Jahre in der Volksschule war. Abteilung: Knaben. Zuckertüten gab es noch nicht, also ging man einfach hin, wurde vom Lehrer der Größe nach in die Bänke verteilt, die kleineren vorne, die größeren hinten, um nach wenigen Wochen – je nach Verhalten – umgesetzt zu werden, die braven weiter hinter und die Lausbuben und etwas frecheren mehr nach vorne. Das war damals halt auch schon so. Ob das auch bei mir so war, sage ich euch nicht, weil es mein Geheimnis ist. Das Leben ist ja eine ernste Angelegenheit. Und damals musste man sich viel mehr darum kümmern, es auch zu meistern. Es gab kaum eine soziale Absicherung, wenn man keine Arbeit hatte oder krank war. Wer es nicht schaffte, kam oft ins Armenhaus. Eine richtige Jugendzeit wie es sie heute gibt, gab es auch nicht. Mit der 8.Klasse war die Schulzeit vorbei und die Lehrzeit begann. Da war man gerade mal 14 Jahre alt. Und damals wurde lange gearbeitet- auch am Samstag. Bei mir war das anders. Das lag daran, dass ich ein Einzelkind war und keine 5 oder 7 Geschwister hatte wie die meisten

meiner Freunde. Deshalb konnten mich meine Eltern auch auf ein Gymnasium schicken und ein Studium bezahlen.

Jedenfalls war ich natürlich auch ein Dresdener Lausbub- und: ein Sachse. Als ich ein kleiner Junge war, sahen alle Schulen düster aus, irgendwie steif und unheimlich. Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, Wissen, „Zucht und Ordnung“ sollte dort beigebracht werden. Dazu muss man wissen, dass der Kaiser Wilhelm II. ein komisches Steckenpferd hatte. Er wollte die größte Kriegsmarine der Welt aufbauen, um den anderen Ländern Kolonien abzujagen, die sie überall in der Welt hatten. Dafür musste er aber erstmal sein Volk begeistern. Irgendwie hat das auch geklappt, was sich darin ausdrückte, dass alle Jungen in kleine Marineanzüge gesteckt wurden und aussahen wie kleine Matrosen. Diese Zeit nennt man auch Militarismus. Und das ist gar nichts Gutes, denn sie führte zum 1. Weltkrieg, in dem viele Millionen Menschen starben. Die Lehrer waren konsequent und auch besorgt um jeden Einzelnen und sahen sich als echte Wissensvermittler und Erzieher. Und das „Sie“, mit dem sie uns ansprachen, wirkte nicht fremd, sondern drückte auch Achtung vor der kleinen Person aus, der sie Wissen vermitteln wollten. Mich erschreckte die Schule nicht und ich jedenfalls saß etwas weiter hinten und lernte gern und sog das Wissen so sehr in mich hinein- ich hatte wirklich Wissensdurst- dass ich mit 15 Jahren nach einigen sorgenden Überlegungen von den Eltern die Erlaubnis bekam, das Elternhaus zu verlassen, um eine weiterführende Schule zu besuchen.

Und das war weit weg: das Wendische Gymnasium in Prag. Es steht noch heute in der Ferdinandstraße und ist schon lange kein Gymnasium mehr. Aber die Straße trägt auch heute noch diesen Namen. Und weil Prag heute die Hauptstadt von Tschechien ist und man halt dort tschechisch spricht, heißt die Straße heute: uliza Ferdinandea. Bis dahin war das exakt der gleiche Bildungsweg, den auch mein Vater genommen hatte. Dort wohnte ich in einer Art Internat, bestand mein Abitur mit Auszeichnung und wechselte alsbald an das altehrwürdige Karolinum gleich hinter der Karlsbrücke, die Universität, welche Kaiser Karl V. gegründet hatte. Und was dort alles passierte, das muss ich erst noch herausbekommen und aufschreiben.

(Woher ich das alles weiß? Einiges hat mir Dr. Rudolf Geser erzählt, der einmal nachgeforscht hat, woher der Ludwig Kirsch eigentlich stammt. So etwas nennt man Ahnenforschung. Da bekommt man, wenn man ganz alte Taufbücher anschaut, heraus, wer die Oma oder der Opa vom Opa oder der Oma gewesen ist und wen denen ihre Kinder geheiratet haben, welche Kinder die dann selbst gehabt haben und wo und als was die gearbeitet haben. Da kann man manchmal ein paar Hundert Jahre zurückblättern und die Geschichte einer Familie entdecken. Und so ein Forscher ist der Dr. Geser. Und der hat das alles aufgeschrieben und es mir geschenkt. Und damit das Ganze nicht so trocken ist wie Zwieback ohne Kakao, hab ich eine Geschichte daraus gemacht)